Neue Notizen

aus dem

Gebiete der Natur- und Heilkunde,

gesammelt und mitgetheilt

von dem Ober-Medicinalrathe Froriep zu Weimar, und dem Medicinalrathe und Professor Froriep zu Berlin.

No. 521. (Nr. 15. des XXIV. Bandes.) **November 1842.**

Gedruckt im Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar. Preis eines ganzen Bandes, von 24 Bogen, 2 Thlr. oder 3 Fl. 30 Kr., des einzelnen Stückes 3 gGr. Die Tafel schwarze Abbildungen 3 gGr. Die Tafel colorirte Abbildungen 6 gGr.

Naturkunde.

Ueber Lichtentwickelung bei Menschen

giebt Sir Henry Marsh in einer größern Abhandlung folgende auffallende Mittheilungen:

Zehn Tage vor dem Tode der L. A. bemerkte ich zum ersten Male ein ganz ungewöhnliches Licht, welches das Licht zu umstrahlen schien, Alles um den Kopf herum erleuchtend und in seinem strahlenden Glanze einer Aurora borealis gleichend. Sie war durch Lungenkrankheit bereits bedeutend hingeschwunden und hatte an diesem Tage Erstickungszufälle gehabt, welche sie eine Stunde lang quälten und so nervös machten, daß sie mir nicht erlauben wollte, sie nur einen Augenblick zu verlassen, damit ich sie im Falle der Rückkehr dieser peinigenden Empfindung rasch aufrichten könne. Nachdem sie am Abende sich für die Nacht zurecht gemacht hatte, setzte ich mich neben sie, und nun begann plötzlich jene glänzende Erscheinung. Ihr Dienstmädchen wachte am Bette, und ich flüsterte ihr zu, das Licht zu beschatten, da es Louisa aufwecken könne; sie antwortete, das Licht sey hinlänglich beschattet. Ich entgegnete darauf: was mag denn das für ein Licht seyn, welches auf Miß Louisa's Gesicht leuchtet? Das Mädchen sah sehr geheimnißvoll aus und theilte mir mit, daß sie dieses Licht schon früher gesehen habe und daß es nicht vom Kerzenlichte herrühre. Ich fragte sie darauf, wann sie es wahrgenommen hätte; sie sagte mir: diesen Morgen, und es habe ihre Augen geblendet, aber sie habe nichts davon gesagt, um nicht für abergläubisch gehalten zu werden. Nachdem ich nun das Licht selbst eine halbe Stunde hindurch beobachtet hatte, sah ich, daß die Kerze an einer Stelle stand, von der jenes eigenthümliche Licht nicht herkommen konnte, auch glich es gar nicht dem Kerzenlichte; es war mehr silberweiß, gleich dem Reflexe des Nordlichtes auf dem Wasser. Ich beobachtete es noch länger, als eine Stunde, worauf es verschwand. Es gab dem Gesichte das Aussehen, als sey es weiß gefärbt und hell leuchtend, aber es flackerte und brachte eine wunderbare Wirkung hervor. Drei Nächte darauf wachte ich, da das Dienstmädchen unpäßlich war, die ganze Nacht hindurch und sah wieder jene glänzende Erscheinung; obwohl weder eine Kerze, noch der Mond, noch irgend ein anderer sichtbarer Gegenstand da war, der es hätte hervorbringen können. Ihre Schwester kam in's Zimmer und sah es gleichfalls. Am Abend, bevor L. A. starb, sah ich das Licht wieder, aber es war schwächer und dauerte nur an 20 Minuten. Der Körper der Kranken befand sich im Zustande höchster Erschöpfung; zwei Monate hindurch hatte sie nicht im Bette aufgesessen; manche Symptome wichen sehr von denen anderer Lungenleidender ab, doch waren sie im Allgemeinen dieselben. Ihr Athem verbreitete einen eigenthümlichen Geruch, welcher mich eine Zersetzung vermuthen ließ."

Die junge Dame, an welcher sich jene Lichterscheinung zeigte, hatte ich einige Zeit vor ihrer Rückkehr auf das Land gesehen; sie litt an der hoffnungslosesten Form von Lungenschwindsucht.

So außerordentlich obiger Fall scheinen mag, so ist er doch nicht ohne Parallele. Wenige Monate nachher behandelte ich eine junge Dame, welche sich im letzten Stadium der Lungenschwindsucht befand. Sie hatte in der Zeitung gelesen, daß ich dem College of Physicians eine Mittheilung über Lichtentwickelung am menschlichen Körper gemacht hatte; sie nahm großes Interesse daran und sprach mir bei meinen Besuchen mehrmals davon. Merkwürdig, daß sie an sich selbst in Kurzem dieselben Erscheinungen zeigen sollte. (!!) Folgendes erfuhr ich darüber von ihrer Schwester:

„Ungefähr 1½ Stunden vor dem Tode meiner theuren Schwester wurden wir durch eine Lichterscheinung überrascht, welche in diagonaler Richtung von ihrem Kopfe herzukommen schien. Sie befand sich um diese Zeit in halbliegender Stellung und war vollkommen ruhig. Das Licht war

bleich, wie das des Mondes, aber ganz deutlich für unsere Mutter, für mich selbst und für meine Schwester, da wir damals zusammen bei der Kranken wachten. Eine von uns dachte anfänglich, es wäre ein Blitz, bis wir bald darauf eine Art zitternden Flimmerns um das obere Ende des Bettes spielen zu sehen glaubten; da wir uns nun erinnerten, gelesen zu haben, daß Dinge der Art kurz vor dem Tode bemerkt worden seyen, so ließen wir Licht in das Zimmer bringen, aus Furcht, daß unsere theure Schwester es bemerken möchte und dadurch die Ruhe ihrer letzten Augenblicke gestört werden könnte."

Eine ähnliche Erscheinung ist in dem Zimmer und an der Person eines Mannes bemerkt worden, der einer langwierigen Krankheit (der Schwindsucht) im südwestlichen Theile von Irland unterlag. Alle Zeugen stimmen darin überein, die Lichterscheinung gesehen zu haben, mehrere derselben schreiben sie übernatürlichen Ursachen zu. Gebildete Leute sogar waren überzeugt und haben Andere zu überzeugen versucht, daß diese Lichterscheinungen in dem Zimmer und an der Person dieses Sterbenden Beweise wunderbarer Einflüsse und göttlicher Gunst und Gnade gewesen seyen. Würde es nun nicht besser seyn, wenn Diejenigen, welche eine solche Erklärung jenes merkwürdigen Phänomens annehmen und verbreiten, überlegen möchten, ob jene Phänomene sich nicht vollständig auf bekannte und begründete Naturgesetze beziehen ließen?

Mehrere Berichte über diesen Fall, welche ich empfangen habe, sind zwar mit der Ueberzeugung geschrieben, daß das Licht übernatürlichen Einflüssen zuzuschreiben sey, aber es ist jedenfalls doch ausgemacht, daß eine Lichterscheinung in diesem Falle von Mehreren deutlich und wiederholt beobachtet worden ist. Dr. Bell in Cork versicherte mir, daß mehrere seiner Bekannten, auf deren Aussage er vertrauen konnte, hingezogen seyen und deutlich die Lichterscheinung gesehen haben, welche soviel Aufsehen im Süden Irland's gemacht hatte. Später veröffentlichte Dr. Daniel Donovan in der **Dublin medical Press., 15. Jan. 1840,** einen authentischen Bericht über dieses interessante Phänomen, aus welchem ich das Wichtigste ausziehen will. Der Kranke hieß Harrington und wohnte in einem kleinen, aber volkreichen Dorfe am Hafen von Glandore, einem der malerischesten Puncte an der Südküste Irland's.

„Im December 1828 wurde ich zu Harrington gerufen, welcher von meinem Vorgänger behandelt und als Phthisiker eingetragen worden war; ich selbst fand diese Diagnose durch physicalische und objective Zeichen bestätigt. Er blieb 5 Jahre hindurch in meiner Behandlung, während welcher Zeit die Symptome, auffallend genug, stationär blieben; ich hatte ungefähr 2 Jahre lang meine Besuche ausgesetzt, als das Gerücht sich verbreitete, daß jede Nacht wunderbare Lufterscheinungen in seinem Zimmer gesehen würden. Der Fall erregte großes Aufsehen und, wie gewöhnlich in Irland, schrieben Einige das Licht göttlichen, Andere zauberischen Einflüssen zu. Ich entschloß mich, die Sache genau zu untersuchen und besuchte die Hütte, in welcher der Kranke lag, 14 Nächte hindurch, konnte aber nur in dreien etwas Ungewöhnliches bemerken — einmal sah ich einen glänzenden Nebel, welcher der Morgenröthe glich, und zweimal ein Funkeln, ähnlich der feurigen Phosphorescenz, welche zuweilen von den Seeinfusorien entwickelt wird. Eine genaue Untersuchung überzeugte mich, daß keine Täuschung angewendet oder versucht wurde. Dr. D. fügt hinzu: „Ich bin der Ansicht, daß die von mir beobachteten Erscheinungen von dem Vorhandenseyn eines phosphorescirenden Stoffes in den Secretionen der Lunge und der Haut abhängig waren. Die Eigenthümlichkeit des Phosphorwasserstoffgases, sich von selbst zu entzünden, wenn es mit der atmosphärischen Luft in Berührung kommt, ist hinlänglich bekannt, und da die Elemente jenes Gases im Ueberflusse im menschlichen Körper vorkommen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß dasselbe zuweilen im lebenden Körper sich bildet."

Dr. Donovan theilte mir vor Kurzem mit, daß die Lichterscheinungen von ihm nicht zu jeder Zeit an der Person des Kranken wahrgenommen wurden; das Funkeln, welches er oben beschrieben hat, war unmittelbar über dem Kopfende des Bettes an einer aus Stein und Lehmmörtel zusammengesetzten Wand sichtbar. Der glänzende Nebel strömte durch das Zimmer des Kranken, und einmal glaubte Dr. Donovan ein Meteor, einer Sternschnuppe gleich, plötzlich durch das Haus hinziehen zu sehen. Aehnliche Erscheinungen sollen von einer Frau, Namens Palliotes, welche vor einiger Zeit in der Nähe von Hull starb, wahrgenommen worden seyn, doch konnte ich keinen genügend glaubwürdigen Bericht dieses Falles erhalten.

Folgenden sehr interessanten und wichtigen Fall verdanke ich Herrn Dr. William Stokes. Ich werde ihn mit seinen eigenen Worten erzählen: „Als ich am **Old Meath Hospital** beschäftigt war, wurde eine arme Frau aufgenommen, welche an einem sehr ausgedehnten Brustkrebse litt. Die Brust war bedeutend vergrößert und stellte ein großes Geschwür mit unregelmäßigen, aufgeworfenen Rändern dar, von welchen an allen Stellen eine Menge leuchtender Flüssigkeit fortwährend ausgeschieden wurde. Auf meine Frage, ob die Kranke viel Schmerz empfände, antwortete sie: „Jetzt nicht, aber ich kann, dieses Geschwürs wegen, nicht schlafen, welches alle Nacht in Feuer steht." Ich befahl ihr, nach mir zu schicken, sobald sie diese Lichterscheinung wieder sehen würde, und in derselben Nacht wurde ich zwischen 10 und 11 Uhr gerufen. Alle Lichter im Krankenzimmer waren ausgelöscht worden, und die Kranke saß in ihrem Bette nach Vorne gebeugt, mit der linken Hand die Geschwulst unterstützend, während sie mit der rechten dann und wann die Bedeckung der Geschwulst aufhob, um diese für sie übernatürliche Erscheinung anzustaunen. Der ganze Grund und die Ränder des Geschwüres phosphorescirten auf die stärkste Weise; das Licht blieb an derselben Stelle. Ich befahl, daß das Geschwür unbedeckt bleiben solle, während ich allmälig zurückwich, meine Augen fest auf das Licht gerichtet, welches ich noch deutlich am Ende des Krankenzimmers wahrnehmen konnte, in einer

Entfernung von mehr, als 20 Fuß von dem Bette. Wenige Zoll vom Geschwüre entfernt, war das Licht stark genug, um die Zahlen auf einer Taschenuhr unterscheiden zu lassen. Der Farbe des Lichts kann ich mich nicht genau erinnern, aber ich besinne mich, daß die Intensität desselben verschieden war, indem es in manchen Nächten sich weit stärker zeigte, als in anderen."

Mit welchen bekannten Ursachen des Leuchtens bei unorganischen, wie bei organischen Körpern, haben nun wohl die beschriebenen Thatsachen die größte und nächste Analogie? Nach meiner Ansicht, entschieden mit der Phosphorescenz, welche an organischen Körpern zur Zeit der beginnenden Zersetzung (Fäulniß) erzeugt wird. Aber, mag man einwenden, kann ein der Fäulniß analoger Proceß im lebenden Organismus eintreten? Unzweifelhaft; denn was ist Krankheit anders, als der erste Schritt zur Zersetzung? (?) Deutet sie nicht an, daß die Vitalität in einer gewissen Ausdehnung beinträchtigt und verändert ist, und, wird sie nicht, wenn mit Hülfe der Kunst bekämpft und in ihrem Fortschreiten durch die dem Organismus inwohnende erhaltende Kraft aufgehalten, unfehlbar den Zustand herbeiführen, welcher den chemischen Kräften endlich die Herrschaft über die vitalen einräumt?

Möchte nicht vielleicht diese theilweise Beeinträchtigung des Einflusses der Lebensthätigkeit auch zur Erklärung der Bildung mancher festen Concretionen und Secretionen, welche während des Fortschreitens der Krankheit vorkommen, Vieles beitragen? Könnte nicht ein Theil des lebenden Organismus seine Integrität verlieren, während doch die vitalen Functionen, wenn auch mit verminderter Energie, noch ihren mächtigen Einfluß auf den Ueberrest bewahren? Ich zweifle nicht daran und glaube, daß, während die Lebensflamme noch unstät und flackernd fortbrennt, der erkrankte oder verletzte Theil in den Zustand versetzt werden kann, welcher bei animalischen Stoffen dem frühesten und ersten Stadium der Fäulniß analog ist, und, wenn noch andere Bedingungen hinzukommen, Licht sich genau auf dieselbe Weise zu entwickeln vermag, wie wir dasselbe in Sectionszimmern, auf Todtenäckern und an Seethieren während des ersten Stadiums der Zersetzung sehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß alle Fälle dieser Art sich zuletzt in eine und dieselbe allgemeine Kategorie bringen lassen — in die chemischer Actionen, welche unter besonderen Verhältnissen, vermittelst der Einwirkung electrischer Phänomene, Licht entwickeln.

Bisjetzt sind nur wenige Fälle von Phosphorescenz bei den höhern Thieren beobachtet, oder wenigstens mitgetheilt worden; unzweifelhaft hat man eine Lichtentwickelung in der Nierensecretion und in den Eiern der Eidechsen wahrgenommen, aber die Lichterscheinungen an den lebenden Körpern höherer Thiere sind im Allgemeinen der Beobachtung entgangen. Eine auffallende Aehnlichkeit findet sich zwischen den oben erwähnten Thatsachen und dem Zustande der Selbstverbrennung. In einem Falle derselben wurde, einem glaubwürdigen Berichte zufolge, eine züngelnde Flamme deutlich rund um die Person herum gesehen, welche diesem mysteriösen und, wie wir es wohl mit Recht nennen können, furchtbaren Uebel verfiel. Dieses wurde bemerkt, während der Kranke noch am Leben war, denn er lebte noch vier Tage nach dem Eintritte der Selbstverbrennung, und vermochte eine genaue Beschreibung seiner frühern Empfindungen zu geben.

Dieses ist ein wichtiges Factum und spricht sehr für unsere obenaufgestellte Ansicht, denn bevor innere Verbrennung eintreten kann, muß die Vitalität fast gänzlich ihren Einfluß verloren, und die chemische Action muß vor dem Tode die Ueberhand bereits gewonnen haben. Diese Erklärung wird durch folgenden Fall bestätigt, welcher erst vor kurzer Zeit vorfiel. Ein Mann, seit vierzehn Tagen krank, wurde von Herrn Bally in das Hôtel Dieu aufgenommen; er starb in der Nacht nach seiner Aufnahme, und bei der Section, acht Stunden nach dem Tode, boten sich folgende Erscheinungen dar: Die ganze Oberfläche des Körpers war emphysematös angeschwollen, von violetter Farbe und an verschiedenen Stellen mit Bläschen besetzt, welche zum Theil mit einem röthlichen Serum und Gas, zum Theil nur mit weißgefärbtem Gase gefüllt waren. Der Bauch war auch sehr aufgetrieben; das Gas befand sich aber nicht in den Gedärmen, sondern in der Höhle des Bauchfells. Bei'm Einschneiden in eine emphysematöse Stelle entwich ein Gas, welches durch eine Lichtflamme entzündet wurde, sowie auch das aus einer im Bauche gemachten Oeffnung hervorströmende Gas sich auf ähnliche Weise entzündete und mit einer bläulichen Flamme brannte.

Dieser der Académie de Médecine mitgetheilte Fall gab zu einer Discussion Veranlassung und wurde von Einigen als Beweis dafür betrachtet, daß der Proceß der Fäulniß, durch den allein die Gase zu Stande kommen könnten, vor dem Tode eintreten könne. (Edinb. Med. and Surg. Journ., Oct. 1842.)

Anatomische und physiologische Beobachtungen über die chorda tympani.

Herr Guarini hat unlängst eine Monographie herausgegeben, welche einige Versuche und Beobachtungen über die Functionen dieses Nerven enthält, der die Aufmerksamkeit der Physiologen bereits in so hohem Grade in Anspruch genommen hat.

Der Verfasser tritt der Ansicht bei, daß die chorda tympani nicht von dem Gehirnaste des Vidianischen Nerven oder nerv. recurrens herstamme, sondern aus dem n. facialis entspringe. Er schließt folglich, daß sie, gleich dem Gesichtsnerven, ein Bewegungsnerv sey. Ferner demonstrirt er auf anatomischem Wege, daß die chorda tympani sich hauptsächlich über die Fasern des musc. lingualis vertheile und ist der Meinung, daß sie denselben die Bewegungsfähigkeit ertheile.

Um die Richtigkeit dieser Ansicht zu bestätigen, stellte er Versuche mit Thieren an. Er betäubte sie durch einen Schlag auf den Kopf und durchschnitt dann schnell die Zunge und den Unterkieferknochen auf der Medianlinie. Nachdem er gewartet, bis die krampfhafte Bewegung der Muskeln sich gelegt hatte, stach er die eine Nadel einer schwachen galvanischen Säule in den vordern Theil der Zunge und brachte die andere mit dem Nerven in Berührung, dessen Functionen er zu ermitteln wünschte. Er fand daß, wenn dieser nervus hypoglossus galvanisirt ward, die Zunge mit solcher Geschwindigkeit vorwärts und rückwärts, aufwärts und abwärts bewegt wurde, daß das ganze Organ gleichsam in Convulsionen trat. Zugleich blieben die Muskelfasern in der Mitte des Organs unbeweglich.

Als die Nadel mit dem Aste des n. quinti paris in Verbindung gebracht wurde, erfolgten ebensowenig Bewegungen, als wenn man den n. glosso-pharyngeus berührte.

Wurde der n. facialis galvanisirt, so wurde die Zunge aufwärts und rückwärts, dann niederwärts, hierauf wieder aufwärts gezogen und erlitt zugleich eine Art von wurmförmiger Bewegung, indem der m. lingualis einwirkte, während die Bewegung aufwärts und rückwärts von der Contraction des m. styloglossus herrührte, dessen oberer Theil mittelst der chorda tympani Zweige des n. facialis enthält.

Diese Versuche wurden mehrmals in Gegenwart mehrerer Collegen mit vollständigem Erfolge von Herrn Guarini wiederholt. Da es zweifelhaft war, inwiefern die wurmförmige Bewegung der Zunge der Thätigkeit der mm. styloglossi zuzuschreiben sey, so wurden diese Muskeln, sammt den nervi hypoglossi, zerschnitten, nachdem der Kopf vom Rumpfe getrennt worden, die chorda tympani und die mm. linguales aber unversehrt gelassen. Als nun der n. facialis galvanisirt ward, wurde die Zunge nicht mehr rückwärts bewegt, aber die wurmförmige Bewegung fand noch vollkommen statt.

Die physiologischen Schlüsse, welche der Verfasser aus diesen Experimenten zieht, sind, daß der n. hypoglossus nicht der einzige Bewegungsnerv der Zunge sey, und er ist der Meinung, daß die chorda tympani auf den m. lingualis einen Einfluß übe, durch welchen die Articulation der Töne möglich werde.

Die Annahme, daß die chorda tympani ein Bewegungsnerv sey und von dem n. facialis herstamme, ist keineswegs neu, wogegen man sich nie darüber hat vereinigen können, auf welchen Theil dieser Nerv einwirke. Die obenerwähnten Versuche scheinen ungemein sorgfältig angestellt worden zu seyn, sind jedoch der Art, daß, bevor wir die daraus abgeleiteten Schlüsse für wissenschaftlich feststehende Wahrheiten gelten lassen können, eine Wiederholung und Prüfung derselben durch andere Physiologen durchaus als nöthig erscheint. (London med. Gazette, Oct. 1842.)

Doyère, über die Wiederbelebungsfähigkeit der Tardigraden ꝛc.

Mittheilung von Dr. Creplin.

Herr Doyère hat folgende Erfahrung über die Lebenskraft und Wiederbelebungsfähigkeit der Tardigraden (und Räderthiere) gemacht. — — Im ausgetrockneten Sande der Dachrinnen, sagt er, trifft man niemals lebendige Tardigraden an, aber durch das Mikroscop kann man in demselben Körperchen entdecken, welche völlig durch Austrocknung entstellten Cadavern dieser Thierchen gleichen, und oft sieht man dort völlig lebende Tardigraden erscheinen, nachdem man ein wenig destillirtes Wasser hinzugefügt hat. Doyère hat sich auch überzeugt, daß man Thierchen dieser Art wieder beleben kann, welche man einzeln aufnahm und auf Glastafeln isolirt austrocknen ließ, ohne sie mit Sand oder irgend einer organischen oder unorganischen Materie zu umgeben, welche fähig gewesen wäre, sie vor der gewöhnlichen Wirkung der Evaporation zu schützen. Ferner hat er Tardigraden, theils mit Dachrinnensande umgeben, theils frei auf einer Glasplatte, ausgetrocknet und sie dann über einem Gefäße mit reiner Schwefelsäure frei in dem luftleeren Raume einer Luftpumpe 5 Tage lang stehen lassen, andere sogar 30 Tage lang im leeren Raume des Barometers, welcher durch Calcium-Chlorüre ausgetrocknet war, gehalten, und in allen diesen Fällen Wiederbelebung bewirkt. Dazu bemühte er sich, den Einfluß einer hohen Temperatur auf diese Wesen zu erforschen. Man weiß, sagt er, daß alle Thiere umkommen, wenn die sie umgebende Temperatur eine Gränze übersteigt, welche noch niedriger ist, als die, bei welcher das Eiweiß gerinnt, die in den meisten Fällen 50° C. nicht übertrifft. Die Tardigraden machen von diesem Gesetze keine Ausnahme. Sie (wie die Räderthiere) kommen um, sobald das Wasser, in welchem sie leben, auf 45° erhitzt ist, und Nichts ist dann im Stande, sie wieder in's Leben zu rufen. Aber es verhält sich anders, wenn die Tardigraden zuvor getrocknet wurden. Es ward mehrmals eine Quantität Moos, welche Tardigraden enthielt, gehörig ausgetrocknet, dann in eine heiße Stube gebracht und um die Kugel eines Thermometers gelegt. Die Hitze wurde allmälig verstärkt, bis das Thermometer 120° zeigte, und diese hohe Temperatur einige Minuten lang unterhalten. Trotz derselben fand man in diesem Moose die Thierchen in's Leben zurückgekehrt und ihre gewöhnlichen Bewegungen machend, nachdem sie 24 Stunden hindurch in gehöriger Feuchtigkeit zugebracht hatten. Bei anderen Versuchen unterwarf Doyère die ausgetrockneten Thierchen einer Hitze von 14° und sah auch danach eine gewisse Anzahl derselben nach ihrem Eintauchen in Wasser wieder Leben bekommen.

„Diese Thatsachen erhalten, unabhängig von dem Interesse, welches sie an sich selbst darbieten, eine neue Wichtigkeit, wenn man den Einfluß betrachtet, welchen eine so starke Wärme auf die Organisation dieser Thierchen ausüben müßte, wenn die Maschen ihres Gewebes noch Wasser einschlössen. In der That ist das auflösliche Eiweiß eine der am allgemeinsten verbreiteten und wichtigsten Bestandtheile in der thierischen Oeconomie, und sein Gerinnen

scheint unverträglich mit der Ausübung der Verrichtungen seyn zu müssen, zu denen die organischen Gewebe bestimmt sind. Nun würde alles flüssige im Körper unserer Tardigraden existirende Eiweiß unter dem Einflusse der von uns erwähnten Temperaturen nothwendig gerinnen. Aber Chevreuil's Erfahrungen lehren uns, daß dieß Eiweiß, des Wassers bei niederer Temperatur beraubt, eine Hitze ertragen kann, welche die Kochhitze weit übersteigt, ohne seine Löslichkeit zu verlieren; welchem zufolge man vermuthen kann, daß hier die Austrocknung der Tardigraden bereits das Festwerden des Eiweißes bewirkt habe, welches von dem Gerinnen sehr verschieden ist. Aus der bloßen Thatsache der Wiederbelebung eines einer Temperatur von 120° ausgesetzt gewesenen Tardigraden können wir demnach schließen, daß dieses Thierchen vorher alles chemische freie Wasser verloren hatte, welches in seinem Körper vorhanden war, und eine solche Austrocknung schließt ihres Theils jede Vorstellung einer lebendigen Bewegung aus. So sind denn die Tardigraden — und die Räderthiere, — wenn sie ausgetrocknet sind und die Fähigkeit, im Wasser sich wieder zu beleben, behalten, nicht als wirklich lebende Wesen anzusehen. Die Art ihrer Existenz scheint nur mit der eines Saamenkorns verglichen werden zu können, welches zum Leben organisirt ist und welches leben wird, solange auf dasselbe Luft, Wasser und Wärme einwirken, welches aber bei'm Mangel eines dieser Reize kein Zeichen von Thätigkeit blicken läßt, noch nicht lebt und sich solcherweise Jahrhunderte lang wird erhalten können, während die Dauer seines wirklichen Lebens sich vielleicht auf einige Wochen beschränkt."

Die vollständige Abhandlung des Herrn Doyère wird im Recueil des Savants étrangers erscheinen. (L'Institut, 1ère Section, 1842, Nr. 451.) (Sie ist mit vielen Abbildungen bereits in den Annales des Sciences naturelles erschienen.)

Miscellen.

Blumenbach's Nachlaß an naturhistorischen Gegenständen ist, für die Universität Göttingen angekauft, soweit letztere zur Mineralogie, Petrefactenkunde, Zoologie und vergleichenden Anatomie gehörten, den verschiedenen, bereits länger bestehenden Universitätssammlungen einverleibt worden. Die Schädelsammlung, sowie andere die Ethnographie und Naturgeschichte des Menschen erläuternde Präparate, Gemälde und Zeichnungen, ist, als Museum Blumenbachianum, als ein Ganzes für sich aufgestellt, mit den Sammlungen des physiologischen Instituts vereinigt. (Vgl. N. Notizen Nr. 515. [Nr. 9. des gegenwärtigen Bds.] S. 138.)

Neue warme Quellen hat man zu Plombières aufgegraben, die eine von 41° Centigr., die andere von 63° Centigr. Wärme. Sie liefern allein täglich 180,000 Litres, d. h., ungefähr 700 gewöhnliche Badewannen voll.

Heilkunde.

Ueber Dysenterie.

Von Herrn James Prior.

Herr James Prior begleitete die im Jahre 1810 nach Batavia abgeschickte Englische Flottille als Schiffsarzt und hatte Gelegenheit, Dysenterie in ihren verschiedensten Formen und Graden zu beobachten und zu behandeln. Nach einer kurzen Uebersicht des Verlaufes der Krankheit und der Behandlung derselben schließt er in einem officiellen Berichte an letztere folgende Bemerkungen an:

„Was nun die Verschiedenartigkeit der Behandlung bei der Dysenterie betrifft, wie wir dieselbe bei den medicinischen Schriftstellern angegeben finden, so können wir die Widersprüche dabei kaum anders miteinander in Uebereinstimmung bringen, als indem wir annehmen, daß gewisse locale, wiewohl unerklärliche Ursachen die krankhaften Processe im menschlichen Organismus hervorbringen und dabei einige Verschiedenheiten gestatten, je nach Verschiedenheit des Orts und vielleicht an demselben Orte nach den verschiedenen Zeiten. Wenn eine solche Verschiedenheit wirklich vorhanden ist, was anzunehmen nichts hinderte, bestehe sie nun in unbedeutenden neuen Symptomen, oder in bedeutender Steigerung der bereits bekannten Erscheinungen: so begreifen wir leicht, warum mehr oder minder kräftige, also verschiedene Heilmittel angewendet worden sind, je nach dem Schauplatze der Krankheitsprocesse, oder nach dem Grade ihrer Heftigkeit. Die gewöhnliche Europäische Ruhr, die epidemische ausgenommen, wie sie 1818 in Irland wüthete, ist nicht so gefährlich oder von so langer Dauer, wie die der Tropenländer. Die Ruhr von Südamerica zeigt etwas mehr, als das halbe Mortalitätsverhältniß, welches die von Ostindien darbietet, und diese wiederum zeigt verschiedene Grade der Heftigkeit in den ausgedehnten und verschiedenartigen Länderstrichen dieser Halbinsel, während sie in dem gemäßigten, wenn auch noch warmen Clima von Madeira, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und ähnlichen Orten gewöhnlich seltener und milder ist, als da, wo höhere Temperatur vorherrscht. Im Allgemeinen ließe sich feststellen, daß in Africa und America mehr das Blutsystem, in Asien mehr das chylopoëtische System afficirt wird; in den ersteren Erdtheilen sind Fieber die verheerendsten Krankheiten, in Asien sind es die Cholera, Dysenterie und Leberleiden, und während die reinfieberhaften Krankheiten eine größere Gleichartigkeit der Behandlung zulassen, bieten die anderen Affectionen die größte Mannichfaltigkeit der Heilmethoden dar.

Was nun die oben berührten Localitäten in tropischen Gegenden von anscheinend ähnlicher Beschaffenheit und ähnlichem Clima betrifft, welche der Krankheit ein so verschiedenartiges Gepräge aufdrücken, so ist diese Thatsache wohl Wenigen entgangen, welche in diesen Länderstrichen gewesen sind; aber der genauste Beobachter vermag nicht zu ergründen, woher diese Verschiedenheiten kommen, oder wie sie in ihrer eigenthümlichen Weise auf den menschlichen Organismus einwirken, oder warum ein vorherrschendes Leiden, wie wir zuweilen finden, an einem Orte verschwindet, um einem anderen Platz zu machen. Wir wissen zwar Alle, daß der allgemeine Gesundheitszustand eines Volkes sich mit dem Fortschreiten der Civilisation bessert; wir wissen auch, daß aus

derselben Ursache die acuten und tödtlich verlaufenden Krankheiten einer rauheren Lebensweise in die mehr chronischen und modificirten Affectionen übergehen, welche einer Zeit angehören, in welcher die Annehmlichkeiten, Künste und Hülfsmittel eines mehr civilisirten Staates von den Einwohnern besser verstanden und benutzt werden. Es ist klar, daß ein Land, hinlänglich gereinigt von Wäldern und Buschwerk, wohl ausgetrocknet, wohl angebaut, und ein Volk, welches sich der Annehmlichkeiten eines wohlhabenden Zustandes und der Vorzüge eines Municipalsystems und strenger polizeilicher Maaßregeln gebildeter Staaten erfreut, weniger von all den Uebeln empfinden wird, als da, wo entgegengesetzte Verhältnisse vorwalten. So ist die Dysenterie an gewissen Orten mit der Zeit in chronische Diarrhöe, oder in ein Leberleiden übergegangen. Als ein Beispiel für diese Veränderungen will ich hier nur die Hauptstadt von Java, Batavia, anführen. Der Gesundheitszustand war zur Zeit unseres Besuches weit günstiger, als er vor 15 oder 20 Jahren gewesen war. Fieber hatten gegen die vorhergehenden 40 Jahre um die Hälfte nachgelassen, während Dysenterie, wenn auch modificirt, ihrem Wesen nach, doch nicht in demselben Verhältnisse abgenommen hatte, obwohl man nicht vergessen darf, daß während dieser Zeit die Bevölkerung von ungefähr 165,000 auf ungefähr 55,000 geschmolzen ist. Diese Angaben, wenn auch natürlicherweise nicht ganz genau, lassen uns doch der Wahrheit hinlänglich nahe kommen, um zu zeigen, daß Veränderungen vorgehen, und daß Zeit, Ausdauer und Einsicht, den Umständen, unter welchen wir leben, angepaßt, die am wenigsten versprechenden Orte bewohnbar, wenn auch nicht auf einmal gesund machen. Könnte eine Vermuthung über die Ursache der geringeren Abnahme der Seuche gewagt werden, so möchten wir annehmen, daß das atmosphärische Gift, welches Fieber hervorgebracht hatte, — in seiner Schädlichkeit durch die verbesserte Beschaffenheit des umliegenden Landes beschränkt und nicht länger fähig, auf das Blutsystem zu influenziren, — doch noch Kraft genug habe, um die Verdauungsorgane in ihren Functionen zu stören; während die Lebensweise und unangemessene Diät des Volkes, auf den unmittelbaren Sitz des Uebels wirkend, die Irritation andauernd unterhält, so wie sie aus irgend einer Ursache einmal aufgetreten ist. Was, zum Beispiel, die Bereitung der Speisen betrifft, so fiel es mir auf, daß in Java weit weniger Gebrauch von Cayenne-Pfeffer und Gewürzen gemacht wird, als in dem Englischen Indien, während viele Gerichte für unseren Geschmack dadurch verdorben werden, daß sie in Oel oder geschmolzenem Fette schwimmen. — Allein die Ursachen der mannichfachen örtlichen Verschiedenheiten und der dadurch hervorgerufenen Varietäten in den Krankheiten sind in tiefes Dunkel gehüllt. Wir vermögen nicht mit Sicherheit zu bestimmen, ob nur die Hitze, welche auf nasses Terrain einwirkt — ob Ausdünstungen oder miasmata von in Fäulniß übergegangenen vegetabilischen und thierischen Stoffen — ob unreines Wasser, eigenthümliche Luftströmungen oder die Lebensweise des Volkes, Vorliebe für besondere Nahrungsmittel, Früchte oder andere Speisen, oder ob, wie Viele glauben, ein eigenthümlicher feiner Dunst vulcanischen Ursprungs als veranlassende Ursache betrachtet werden muß.

Folgendes entnehme ich dem Werke **Voyage in the Indian Ocean in 1810—11.**

„Die Canäle, von welchen auch gesprochen worden ist, sind jetzt auf Java in geringerer Menge vorhanden, als in früheren Zeiten, und es ist wohl zu bedauern, daß General Daendels, der frühere Statthalter, welcher sowohl die Neigung, als die Macht dazu besessen zu haben scheint, diese Quelle der Schädlichkeit nicht gänzlich verstopft hat, statt dieß nur zum Theil zu thun. Sie sind an 40 Fuß breit und 2 bis 3′ tief; einige haben einen langsamen, andere gar keinen Strom, besonders in der Chinesen-Vorstadt, wo 1 oder 2 Canäle ganz mit grünlichem Schaume gefüllt sind, welchem eine mächtige Sonne Leben und Bewegung verleiht. Gewisse schädliche Eigenschaften werden von Reisenden den Bäumen zugeschrieben, welche an den Seiten der Straßen stehen, indem sie die freie Luftcirculation hindern und Concentrationspuncte für die schädlichen aus den Canälen aufsteigenden Dünste bilden.

Diese Einwürfe haben wenig oder kein Gewicht, denn diese Zierden der Straßen sind in zu geringer Anzahl vorhanden, als daß man ihnen einen bedeutenden Einfluß zuschreiben dürfte und zugegeben, daß sie die Ausdünstungen an sich ziehen und sie zurückhalten, bis sie endlich vom Winde zerstreut werden, so wurde dieses mehr zu ihren Gunsten, als gegen sie gesprochen. Ich kann bezeugen, daß es Batavia nicht an freiem Luftstrome in den Straßen fehlt, denn als ich bei frischem Seewinde daselbst auf- und abging, mußte ich meinen Hut fest auf den Kopf drücken, damit er mir nicht abgeweht werde. Nach allem Diesen wird es sehr schwer seyn, die wahren Ursachen des ungesunden Clima's von Batavia anzugeben. Die niedrige Lage, die naheliegenden Sümpfe, die Feuchtigkeit der Reisfelder, auf welche die Sonne einwirkt, der Gebrauch, in den Gärten Mistjauchetonnen zu halten, die Nähe angeblich schädlicher Fabriken, die Ueppigkeit der Vegetation und die Canäle — Alles scheint ungenügend, um das factum zu erklären; denn hundert andere Stellen der Insel leiden an ähnlichen Uebelständen ohne verhältnißmäßig schädliche Wirkung. Jedermann hierselbst weiß, daß gewisse Theile der Küste von Java höchst ungesund sind, während diese Beschaffenheit mehr nach dem Innern zu abnimmt, und 20 Engl. Meilen von der Hauptstadt gilt die Gegend für sehr gesund. Woher kommt dieser Unterschied? Die See bringt eher Kühlung herbei, es weht ein reiner Luftstrom über ihr, und sie wird in vielen Ländern zur Wiederherstellung der Gesundheit aufgesucht. Andrerseits sind die Ufer meistens flach, ausgedehnte Strecken sind bei niedrigem Wasserstande unbedeckt, und ein großer Theil der Küste ist dem Ocean erst abgewonnen worden. Besonders ist dieses nahe bei Batavia der Fall, und ein eigenthümlicher Dunst, von größerer Dichtigkeit als gewöhnlich, steigt auf und schwebt über dem vor Kurzem freigelegten Lande, welcher erst von einem frischen Winde zerstreut werden kann. Entweder muß dieser Dunst einen eigenthümlichen Ursprung haben, oder wir müssen annehmen, was nicht wahrscheinlich ist, daß die bloße Ausdün-

stung von stehendem Salzwasser verderblicher ist, als die von frischem, da das letztere in einiger Entfernung von der Küste ganz unschädlich ist.

„Die Annahme eines vulcanischen Dunstes wird bekräftigt durch Berichte von Erdstößen, welche hier vor ungefähr 70 Jahren eintraten, das Bette des Flusses hoben, eine Sandbank an der Mündung desselben bildeten, und durch welche ziemlich bedeutende Strecken des Landes dem Meere abgewonnen wurden. Kurz nach dieser Begebenheit soll einige Zeit die Mortalität in der Stadt auf eine furchtbare Weise zugenommen haben. Es ist bemerkenswerth, daß Banda und einige andere ostwärts gelegene Inseln ähnliche Erscheinungen der anscheinend verderblichen Wirkungen eines für vulcanisch gehaltenen Dunstes, welcher aus der Erde aufsteigt, auf das menschliche Leben darbieten, während es als gewiß erscheint, daß einige Theile der Küste Südamerica's, durch das Zurücktreten des Meeres bloßgelegt, fortwährend als besonders ungesund bekannt sind. Bantam auf dieser Insel ist ein anderes Beispiel von derselben Eigenthümlichkeit. Stehende und unreine Canäle unterstützen daher wahrscheinlich nur andere mächtigere Ursachen der großen Sterblichkeit.

Sey nun der erste Ursprung der Ungesundheit hier, welcher er wolle, so wird ein Engländer glauben, daß die Nahrung und Lebensweise der Einwohner das Gift in der Atmosphäre unterstützen. Sie genießen reichlich thierische Nahrung, gewöhnlich in geschmolzenes Fett getaucht; sie lieben tüchtige warme Abendessen, die vorzüglichste Mahlzeit für alle Weißen; sie schlafen regelmäßig nach Tische und genießen viel gegohrene und destillirte Getränke, bei ihrer Pfeife, welche sie fast immer begleitet. Oelhaltige Stoffe sind von Einigen für nützlich bei der Ruhr gehalten worden, aber die Resultate zeigen, daß dieses in Batavia nicht der Fall ist. Der reichliche Genuß hitziger, geistiger Getränke bei den Soldaten und Matrosen, vorzüglich Nordeuropäern, welche im Dienste der Holländisch-Ostindischen Compagnie hierher kamen, veranlaßte den Verlust von Tausenden aus dieser brauchbaren, aber gewöhnlich leichtsinnigen Menschenclasse; denn wo sie sich, wie hier, für einen Penny (etwa neun Pfennige) betrinken können, ist es vergebens, zu hoffen, daß sie davon abstehen werden. Matrosen aus Ostindien, welche weit enthaltsamer sind, sind auch weniger der Krankheit unterworfen. Aus derselben Ursache, ohne Zweifel, sowie in Folge der weniger anstrengenden Beschäftigungen, leiden Frauen von allen Classen und Farben unendlich weniger. Nach den Angaben eines verständigen Einwohners finden bestimmte Abstufungen in der Sterblichkeit statt. Europäer leiden am Meisten; zunächst die Creolen und Mestizen; dann die Chinesen; die eigentlichen Eingeborenen oder Javanesen, die Malaien, Balier, Buggisen, Amboynesen und andere Eingeborene des östlichen Archipelagus, von denen eine große Menge sich hier findet, leiden nicht wesentlich. Der Grad der Hitze ist selten übermäßig groß, wenn man die Lage zwischen dem sechsten bis zehnten Breite- und einhundertundsechsten bis siebenundfunfzigsten Längengrade erwägt, indem die Stadt durch die Seeluft abgekühlt wird. Fahrenheit's Thermometer giebt im Schatten an der Küste gewöhnlich 80 — 88° an, in der Bai vor Anker ist ersteres die gewöhnliche Temperatur unter dem oberen, und demnach am Meisten ausgesetzten, Schiffsverdecke. In der Regenzeit soll man in den Straßen oft bis an die Knöchel im Wasser stehen, und gegen das Ende dieser Periode ist die Sterblichkeit weit beträchtlicher, als zu anderen Zeiten. Im Ganzen jedoch ist es wohlthuend, zu vernehmen, daß dieses jetzt weit weniger der Fall ist, als vor dreißig oder selbst vor funfzehn Jahren, und es ist zu hoffen, daß unter der englischen Regierung, welche stets auf den Gesundheitszustand und auf strenge polizeiliche Maaßregeln in den Colonieen bedacht ist, das Verhältniß sich noch günstiger stellen werde."

Obgleich nun, seitdem dieses niedergeschrieben ward, mehr, als dreißig Jahre, verstrichen sind, so sind die atmosphärischen Verhältnisse fast dieselben geblieben, und die genauesten Untersuchungen haben noch zu keinem befriedigenden Resultate geführt. — Daß nicht zu viel über die Wirkung der Beschaffenheit der Nahrungsmittel auf die Erzeugung der Ruhr gesagt worden ist, bestätigt folgende Angabe eines kenntnißreichen Officiers, der soeben aus dem activen Dienste bei der China-Expedition zurückgekehrt ist. Er sagt: Die Nahrung, welche die Truppen erhielten, waren zum Theil wahrhaft verdorben. Von ungefähr 890 Mann in einem Regimente waren zu einer Zeit kaum 30 dienstfähig, und an 500 Mann starben. Hiermit verglichen ist die Pest eine milde Krankheit, und, in der That, melden uns einige Berichte der Französischen Armee in Egypten im Jahre 1799 — 1800, daß dort mehr Todesfälle in Folge der Ruhr, als der Pest vorkamen. **(Edinb. med. and Surg. Journal, Oct. 1. 1842.)**

Ueber neuralgia occipito-cervicalis.

Von F. L. J. Valleix.

Das zweite Capitel des Werkes: traité des neuralgies, handelt von der neuralgia occipito-cervicalis. Diese Form der Neuralgie scheint von fast allen Schriftstellern übersehen worden zu seyn; André und Bérard gehören zu den Ersten, welche derselben Erwähnung gethan haben. Die bei dieser Art der Neuralgie leidenden Nervenäste sind die der vier oberen Cervicalnerven. Herr Valleix beschreibt sehr genau die besondere Verbreitung und die verschiedenen Geflechte, welche von diesen Nerven gebildet werden, und macht besonders auf den oberflächlichen Ast des zweiten Halsnervenpaares aufmerksam, welcher größer, als die andern ist und, unter der Haut verlaufend, sich über die Occipital- und obere Cervicalgegend verbreitet. Die Geflechte und Fäden dieses Nervenastes sind es besonders, welche bei der neuralgia occipito-cervicalis afficirt werden. Diese Form der Neuralgie befällt mitunter beide Seiten zugleich, häufiger jedoch wird nur eine Seite ergriffen, gewöhnlich, wie es scheint, die linke. Wie bei der neuralgia facialis findet sich hier der fixe, drückende, pressende Schmerz an gewissen Stellen, welcher den Kranken nicht eher verläßt, als bis das Uebel gehoben ist. In längeren oder kürzeren Zwischenräumen werden schießende oder bohrende Schmerzen und andere schmerzhafte Empfindungen gefühlt. Diese lancinirenden Schmerzen kehren in Paroxysmen zurück, gehen fast immer von einem gewissen festen Puncte unterhalb des Hinterhauptes aus, in geringer Entfernung vom ersten Halswir-

bel; sie erstrecken sich bis zu dem oberen Theile des Schädels. In wenigen Fällen verbreitet sich der lancinirende Schmerz auch gegen das Gesicht hin, zuweilen auch gegen die Schulter. Die Stelle, von welcher diese Schmerzen ausgehen, ist eins der besten diagnostischen Merkmale bei dieser Form des Uebels. Fünf Puncte werden erwähnt, welche der Sitz des fixen, ziehenden Schmerzes und auch die Ausgangspuncte des lancinirenden, bohrenden Schmerzes sind. Man versichert sich über das Vorhandenseyn und die genaue Lage derselben, indem man mit der Fingerspitze einen Druck auf die Hinterhaupts- und Halsgegend ausübt. Diese schmerzhaften Puncte finden sich da, wo einige Hauptäste des plexus cervicalis auftauchen und der Nerv oberflächlich wird. Der am meisten constante schmerzhafte Punct ist daher derjenige, an welchem der n. occipitalis hervorkommt, in dem Raume zwischen dem processus mastoideus und dem ersten Halswirbel. Wenn eine dieser schmerzhaften Stellen oberhalb des processus mastoideus lag und sich bis unter das Ohrläppchen hin erstreckte, so wurde das Uebel irrthümlicherweise für eine neuralgische Affection des siebenten Nervenpaares gehalten. Die anderen Puncte, an denen fixe Schmerzen vorkommen, finden sich in dem Raume zwischen dem vorderen Rande des trapezius und dem hinteren Rande des sterno-cleido-mastoideus, oberhalb der Schläfengegend und über der Ohrmuschel. Von diesen verschiedenen Puncten aus schießen die lancinirenden Schmerzen nach der Stirn, dem Hinterkopfe, der Oberfläche des Schädels, dem Halse, den Schultern u. s. w. hin. Der Schmerz zeigt sich in jedem Falle genau den Verlauf des Nerven verfolgend. Obwohl der Schmerz zuweilen die Richtung einiger Zweige des motorischen Gesichtsnervens zu nehmen scheint, so glaubt Herr Valleix doch nicht, daß der Sitz der neuralgischen Affectionen in diesen sich befindet, und er ist nie im Stande gewesen, auf einen Druck mit der Fingerspitze irgend einen festen, schmerzhaften Punct an einem jener Zweige aufzufinden.

Wie bei andern Formen der Neuralgie, kommen Affectionen derselben Art zuweilen zu derselben Zeit auch an andern Nerven vor; im Allgemeinen aber ist das Uebel mit keiner andern Affection complicirt. Diese Art der Neuralgie weicht weder in ihrem Fortschreiten, ihrer Dauer, ihrem Ausgange, noch in den dieselbe hervorbringenden Ursachen von den andern Varietäten ab. In Betreff der Diagnose findet keine Schwierigkeit statt; die fixe Beschaffenheit des Schmerzes an besondern Stellen und die Paroxysmen der lancinirenden Schmerzen, welche sich von jenen Stellen, wie von einem Mittelpuncte aus, in unregelmäßigen Intervallen verbreiten, sichern das Erkennen hinlänglich.

Die Behandlung ist dieselbe, wie die der neuralgia facialis; von allen, von Herrn Valleix angewandten, Mitteln aber zeigte sich keins so wirksam, als fliegende Blasenpflaster. Der Gebrauch des Chinins zeigte sich in einem Falle von Nutzen, wo die Paroxysmen in regelmäßigen Intervallen wiederkehrten. (Edinburgh med. and Surg. Journal, Oct. 1842.)

Miscellen.

Scheinbare Härte und Völle des Pulses, sagt Schönlein, bei einem, von einer heftigen, nervös gewordenen Pneumonie Reconvalescirenden, wird sehr häufig nach einer streng angewandten Antiphlogose beobachtet, und verdient umsomehr berücksichtigt zu werden, als sie sich gewöhnlich mit anomaler Pulsfrequenz verbindet und dadurch leicht zu Irrthümern verleiten kann, welche durch die Deutung und den Werth, den man auf die Beschaffenheit des Pulses legt, herbeigeführt werden. Besonders bei Frauen, und namentlich bei chlorotischen, ist diese Pulshärte sehr häufig; ist sie noch mit Herzklopfen verbunden, so ist der Arzt oft in Gefahr, von einer Inflammation zu träumen, wieder nach der Lancette zu greifen und den ganzen antiphlogistischen Heilapparat von Neuem anzuwenden. Drückt man aber in solchem Falle den Puls, so wird man finden, daß er augenblicklich zusammensinkt, während er, wenn man ihn nur leise berührt, wie eine gespannte Saite erscheint. Bei Individuen, bei denen man starke Blutentziehungen hat vornehmen müssen, verbindet sich damit noch, gleich wie bei Chlorotischen, ein starkes Blasen der Arterien (bruit de diable) in den Carotiden besonders deutlich zu vernehmen; in manchen Fällen ist es so stark, daß man es schon hört, wenn man das Ohr nur in die Nähe der Arterien bringt. — Es geht aus dieser Thatsache wieder die Warnung hervor, bei der Beurtheilung von Krankheitszuständen sich nicht auf ein einzelnes Symptom, sondern nur auf die Zusammenstellung und wechselseitige Beziehung aller vorhandenen Erscheinungen zu verlassen. Wenn man die Haut und den Harn mit dem Pulse vergleicht, so wird man finden, was die im Pulse eingetretene Veränderung für eine Bedeutung hat. (Schönlein's clinische Vorträge. 2. Heft.)

Ueber den Vorzug des Rochenleberthrans vor dem Stockfischleberthran in therapeutischer Beziehung. (Journal de Pharmacie, Juin 1842.) — Wahrscheinlich der widerwärtige Geruch und Geschmack des Stockfischleberthrans hat dazu geführt, für denselben den aus der Leber des Rochens (Raia clavata und Raia batis) gewonnenen Thran zu substituiren. In Holland und Belgien wird dieser Thran dem anderen vorgezogen, sowohl weil er weniger unangenehm schmeckt, als auch weil er weit wirksamer in therapeutischer Beziehung seyn soll. Die Herren Girardin und Preißer sahen sich daher veranlaßt, ihn sorgfältig zu analysiren und fanden, daß er 1,00 Theile mehr Kali hydriodicum, als der Stockfischleberthran, enthält, während er auch in Betreff der Reinheit und anderer Eigenthümlichkeiten vorzüglicher erschien. Sie empfehlen ihn daher als ein schätzenswerthes Substitut für die jetzt gebräuchlichere, weit widerwärtigere Art.

Als neue Form kalter Umschläge empfiehlt Mr. Hardy im Provincial med. Journal das Auflegen zusammengelegter in Wasser ausgedrückter Leinwand, über welcher, wenn sie glatt über den betreffenden Körpertheil ausgebreitet ist, mit einem großen Fächer rasch und stark die Luft bewegt wird. Die Temperatur sinkt dadurch rasch bis zum Eispuncte.

Bibliographische Neuigkeiten.

Proceedings of the Philosophical Society of Glasgow. Fourth Session. Glasgow 1842. 8.

Ueber das Verhältniß der Physiologie zu den physicalischen Wissenschaften und zur practischen Medicin, mit besonderer Rücksicht auf den Zweck und die Bedeutung der physiologischen Institute. Rede ꝛc. von Rudolph Wagner. Göttingen 1842. 8. (Vergl. die Miscellen in den N. Notizen Bd. XXIV. S. 138 und 234.)

Retrospect of the Progress of Medicine and Surgery for 1841 — 1842. By Mr. E. O. *Spooner* and Mr. W. *Smart*. Blandford 1842. 8.

On the Treatment of Syphilis by Tartarized Antimony. By Alfred *Smee*. London 1842. 8.